

(Nachdruck verboten.)

81]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knochel.

Am andern Morgen, als die Luis sich trotz dem Verbot des Arztes ankleiden wollte, ward sie sogleich wieder ohnmächtig.

„Der Herr Doktor weiß doch besser, wie's mit Dir steht!“ meinte die Marie.

Und das Mädchen nickte mit Tränen in den Augen. „Wenn nure von's Kampe jemand käm!“ sagte sie.

„Daß der August gestern abend nit da war!“

„Er war da, aber Du hast geschlafen. Er kommt heut mittag!“

Da lächelte die Luis

„Was machste für Sache,“ sagte der August am Mittag, als er mit dem Miting in des Mädchens Kammer kam.

Sie streckte den beiden ihre Hand hin.

„In drei, vier Tag kann ich wieder aufstehn,“ sprach sie.

„Zum Freitag, Vater, dann mach ich Dir all Fastnachtsküchle!“ Der Mann fuhr sich mit dem Rockärmel über die Augen und ging hinaus.

„Grad wie fein Mutter,“ sagte er und nickte mit dem Kopf.

Als der Alte die Kammertür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, setzte sich die Luis auf.

„August, weißt, ich hab mich e bißche aufgereggt am Sonntag!“

„Ah inja! Du hast mit em geschwächt!“

Sie nickte.

„Und?“

„Es wird schon gehn! Ich muß nure noch mit em Paula rede . . .! Aber vorher . . . Dein Mutter . . .! Sag er doch, daß se zu mer kommt heut nachmittag!“

„Ja!“ Der Bursch nickte. „Und sonst?“ fragte er, „is der's sonst all gut?“

„Ach ja! Das is nix wie die Aufregung, wo ich in de letzte Zeit grad immer eso müd war!“

„Ich hab's ja gesagt, Du plagst Dich zu viel!“

Er runzelte die Stirn. „Du hast's übertriebe . . .!“

Sie faßte seine Hand. „Wenn ich wieder aufsteh, behalt ich nure den eine Stundeplatz!“

Da lachte er zufrieden.

„Und wie war's am Sonntag?“ fragte sie.

Er lachte. „Bierzig Kilometer haben mer gemacht! En Lürche, sag ich Der! Und ich war kein bissel müd davon!“

Sie schaute ihn strahlend an. „Ja Du!“ Sie sah seine breite Brust, über der sich die gestrickte Joppe spannte. Sie sah seine festen Arme.

Wenn der erst mein Mann is! Sie schloß eine Sekunde lang die Augen. Sie schwieg, und der August schwieg auch. Eine Weile blieben sie so, dann gab er ihr die Hand und ging.

Ein paar Stunden später sah Frau Kamp am Bett der Luis. Sie hatte die Hände gefaltet und hörte kopfschüttelnd auf das, was das Mädchen ihr erzählte.

„Das Paula!“ sagte sie plötzlich, nachdem die Luis schon eine Weile geschwiegen hatte, und dann nach einer langen Pause noch einmal: „Das Paula!“

Tränen waren in ihren Augen.

„Weißt, Luis,“ meinte sie dann, „wie das Paula damals eso krank war, da hab ich immer gewünscht, wenn's nure nit sterbt, nit sterbt . . .! Was aus ihrem Vater dann werde sollt, hab ich gedenkt . . .! Du lieber Gott, und jetzt all . . .! jetzt möcht ich wünsche, es wär gestorbe damals! Der Herrgott mag mer's verzeihe, ich möcht's wünsche . . ., denn daß es Euch das antut mit em Christhan . . .!“

„Weißt!“ fuhr sie nach einer Weile fort, „wie die dem Christhan de Kopf verdrehe muß . . .!“

„Ja, ja,“ sagte die Luis, „aber wenn er sie mit eme andere erwißt!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Herrgott, Herrgott!“ Frau Kamp ließ die Arme schlaff herabhängen.

„Ich hab drum mit dem Paula rede wolle,“ sagte das Mädchen, „aber . . .!“ Sie senkte. „Und da hab ich halt gemeint, Ihr . . .!“ Sie sah der Frau in die Augen.

„Ach, ach Gott, ach Gott . . .! Was kann ich mit dem Paula, aber . . . wenn ich's Dir schade tät, daher ans Bett . . .!“ Frau Kamp wischte sich mit dem Schürzzipfel über die Augen.

„Weißt, wenn's Dich eso daliege sieht, so . . . so schwach und eso . . . das . . . aber wege Dir, Herrgott!“ Sie rang die Hände.

„Wege mir is es nit!“ meinte die Luis. „Mir macht's nix! Und wenn auch!“ Die Röte schoß ihr in die Wangen. „Wenn es nure em Christhan was nütze würd, was meinen er?“

„Ja,“ sie nickte. Das anzugucke, das Luis wie's da lag, abgezehrt bis auf die Knoche und eso totebleich, das muß einem ja ans Herz greifel dachte sie.

„Ihr meinen also?“ fragte das Mädchen noch einmal.

„Ja,“ sagte Frau Kamp, „ich mein . . . wenn Du em zuredst, da vom Bett, da müßt's ja schon . . . schon, ich weiß nit was sein, en Vieh, kein Mensch mehr, wenn . . .!“

Sie hatte ihr Taschentuch vorgeholt und schluchzte laut. „Ach Gott, Luis, Luis, warum muß es all eso komme . . .! Du im Bett . . .! Und ich hab immer eso gedacht, Du und der August . . .!“

Mit vorgerecktem Kopf sah die Luis. Sie zog die Schultern hoch, und ihre Augen quollen aus den Höhlen.

„Wie Du mit unserm Bub en Bekanntschaft angefangen hast,“ fuhr die Frau fort, „das war uns eso en Freud und jetzt . . .!“

„Und jetzt?“ Das Luis ihre Hände hoben sich von der Decke. Sie krampften sich zusammen und ihre Gestalt schien zu wachsen. „Und jetzt . . .?“ stöhnte sie noch einmal und ihr Mund verzerrte sich. Ihre Augen wurden starr.

„Herrgott!“ Frau Kamp faltete die Hände.

„Luis!“ schluchzte sie. „Um Gottes Wille, Luis!“

„Mutter,“ sagte das Mädchen, und ihr Kopf sank in die Kissen zurück, „is es denn all . . . all . . . eso . . .?“

„Ach Gott Luis! wo denkst Du denn hin, wo denkst du hin!“ Frau Kamp tastete nach des Mädchens Händen.

„Ich . . . lieg doch erst seit zwei Tag! Und des is nure von dere Aufregung . . ., aber die nächst Woch . . .!“ erschöpft hielt die Luis inne.

„Die nächst Woch is all wieder alles gut, alles gut!“

„Meinen er?“ forschend sah die Kranke zu der Frau auf.

„Aber gewiß,“ sagte die, „gewiß, gewiß!“

Die Luis seufzte. Dann preßte sie die Lippen fest zusammen. „Mit dem Emma,“ sagte sie, „das war doch was anderes, ein halb Jahr hat das gelegen! Und was hab ich doch schaffe könne noch bis vorgestern, und es Emma, ach Gott! . . .!“

Sie atmete kurz und laut, während sie die Worte hervorstieß und umklammerte mit ihren dünnen, fieberheißen Fingern die Hand der Frau.

„Ja, ja!“ sagte die, „mit dem Emma, das war was anderes!“

„Meinen er wirklich?“

„Inja! Aber sicher!“

„Ach gelt! Ja! Was hab ich schaffe können! Ich hab's nure e bißche übertriebe in der letzte Zeit, und dann die Aufregung . . .! Aber wenn ich jetzt en paar Tag gelege hab, dann is wieder gut, gelt?“

Note Flecken brannten auf des Mädchens Wangen.

„Wissen er, der Vater wird all eso alt, er gefällt mer nit, und eso müd is er, wenn er des Abends von der Arbeit kommt! Das geht ja nimmer lang. Und dann . . . Und dann . . .! Nein, nein, das kann ja nit sein!“ sie richtete sich jäh auf. „Ich kann nit . . .! Ich hab noch eso viel zu tun! Ach Gott und dann . . .!“ Ein sehnsüchtiges Schimmern kam in ihre Augen. „Ich möcht doch eso gern de August noch . . . noch . . .!“

En verreckt Liebchaft möcht ich gern haben, dachte sie, und em August sein Frau noch werde . . . sein Frau . . .! Sie fühlte, wie der Schweiß ihr aus den Poren sickerte. Seine Frau! . . . dann . . . ja dann meinetwegen . . .!

Sie schloß die Augen. Sie fühlte sich so sterbensmüde. Eine lange Weile lag sie so, während Frau Kamp leise weinte. Dann richtete sie sich plötzlich auf. „Aber es Paula!“ sagte sie. „Herrgott, ich vergeß alles!“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Draußen wühlte der Wind. Der Regen schlug gegen die Scheiben des Kammerfensterchens.

„Gelt, Ihr gehen bei em vorbei, Mutter, und schicken's zu mer, eh Ihr auf die Saardt gehn!“

Sie sagte Frau Kamps Hand. Die nickte, steckte ihr Taschentuch ein und ging. Wenn's Paula da nit windelweich wird, dachte sie, dann müßt's en Stein statt eme Herz habe!

Auf dem Küchentisch stand Frau Kamps Körbchen. Sie griff es und ging noch einmal in die Kammer zurück.

„Fast hätt ich's vergeße!“ sagte sie, holte ein paar Eier hervor und legte sie auf das Tischchen neben der Luis ihrem Bett.

„Da, die Marie soll der se kocher, aber se sind für Dich allein, gelt . . .! Es Minche hat se heut morge geholt!“

„Danke schön!“ sagte die Luis. Sie lächelte. Dann war Frau Kamp fort.

24.

Andern Tags kam die Paula zur Luis. Sie kam in einem dunkelblauen Kleid mit strammstehendem Zäckchen und einem Hut mit Feder.

Die Luis war allein. Die Marie war wie gewöhnlich des Nachmittags, zu den Nachbarnleuten „maien“ gegangen.

„Tag, Luis,“ sagte das Mädchen und kam auf knarrenden Schuhen heran. „Wie geht es Dich . . .?“

„Oh, krank bin ich ja nit, nure en paar Tag liege muß ich.“

„So, hm . . . ja! — Na und mer gehen ja all aufs Frühjahr zu . . .!“

Die Luis nickte. „Seh Dich, Paula,“ sagte sie dann. Die tat wie ihr geheizen und dreht an ihrem Zäckenknopf.

Krank sein und im Bett liege müsse, brrr! dachte sie. Wenn mir nure das nit passiert!

Und wie mager die Luis war! Die Arm! Das war ja nur noch e bißche Haut um die Knoche, und Backe hatte sie auch keine mehr. Ree, nee . . . Wenn mir das nure nit passiert! Und dann dachte sie an den Christian.

Sa der . . .? Wenn mir der auch einmal so daliege tät, wenn ich en geheiratet hätt? Es stieg etwas wie Abscheu in ihr auf. Aber sie überwand das Gefühl.

Der, der sieht ja eso gesund aus . . .! nee, nee! Aber — mit dem wird's wohl was sein! Wege dem hat mich es Luis doch gewiß hole lasse! Was se nur will? dachte sie. Sie drehte noch immer an ihrem Zäckenknopf und guckte in der Stube umher.

Wenn se nure nure was sage tät, wünschte die Luis und suchte nach den Worten.

„Paula, Du . . . ich wollt Dich all emal . . .“

Der Luis schoß das Blut in die Stirn, „wegen em Christian mein ich, Paula . . .!“

„Was is mit em Christian?“ fragte das Mädchen. Sie redte den Kopf und setzte sich gerader.

„Paula, Du kannst doch de Christian nit heirate . . .!“

Die Luis zerrte an der Bettdecke. Sie hatte die Stirn gesenkt und wagte nicht, die Paula anzusehen. „De Christian nit heirate!“

„So . . .? und warum denn nit!“ fragte die.

„Paula . . . weil de . . . weil de . . .“ die Luis sah das höhnische Lächeln auf den Lippen der Paula und sie konnte nicht weiterreden. Es drehte sich alles um sie im Kreise.

Die Paula aber tippte mit dem Fuß auf.

„Na . . .!“ sagte sie.

„Weil de . . . Jäh mein, mein . . . Ihr passen nit zu Jamme!“

„Das müssen mir am beste wisse . . .!“

„Ja . . . aber . . .“ Der Schweiß stand auf der Luis Stirn. „Der Christian, der muß für de Vater sorgen und für em Marie sein Kinder und für de Johann!“

„Für em Marie sein Kinder kann der Franz sorgen . . .!“

„Und der Vater und der Johann?“

„Das kann er ja meinewege . . .!“

„Aber Dein Staat!“

„Den . . .!“ Die Paula lachte, „für den kann ich mer schon selber . . .!“

„Paula —!“ Der Luis Gesicht verzerrte sich, ihre Finger tasteten nach des Mädchens Hand. Ihre Augen waren

starr und weiß. „Paula, wenn De sein Frau bist —!“ Sie hatte sich in den Kissen aufgerecht, nun sank sie zurück. „Das is es ja,“ sagte sie, „wenn er das erfährt, Paula, wenn er hört, daß de trotzdem daß de mit ihm gehst, auch noch . . . noch andere . . .!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Leuchten im Walde.

Nach Einbruch der Dunkelheit erscheint es nicht nur den kleinen Leuten, die voll Märchen- und Gespensterfurcht steden, sondern auch manchem Erwachsenen im Freien nicht recht geheuer. Zum mindesten, wenn nichts Schlimmeres passiert, kann man sich den Schnupfen holen. Nun aber gar eine Nacht, sei es auch die herrlichste Sommer- oder Frühherbstnacht, wachend im Walde verweilen — ach, auf dies Anfinnen hab ich schon so manchen Korb bekommen, daß ich lieber nicht mehr anfrage. Und doch ist gerade zur Nachtzeit der deutsche Wald so voller Zauber wie kaum jemals am Tage, und zu den schönsten Wundern, die er alsdann vor uns aufstut, gehört das Leuchten im Walde, das lebende Licht, wie man's auch nennen könnte.

Schon Plinius hatte die Glocken läuten hören, und berichtet uns daraufhin die Sage von dem nächtlicherweile leuchtenden Vogel. In Deutschlands herzynischen Waldgebirge, heißt es bei ihm, sollen ganz seltsame Vogelarten leben, deren Gefieder nachts wie Feuer leuchte. Leider läßt sich außer diesem durch die Entfernungen erzeugten Renommee nichts Nennenswerthes von ihnen berichten. — Wir sind also, wenn wir diese Notiz des alten Naturforschers nicht ganz in das Reich der Sage verweisen wollen, hinsichtlich dieser leuchtenden Vögel auf Vermutungen angewiesen, und da kommt unserem Bemühen eine neuere Nachricht zu Hülfe. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden nach glaubwürdigen Mitteilungen in einem Dorfe unweit Regensburgs in einer dunklen Nacht zufällig leuchtende Nester in den Chauffebäumen bemerkt. Das Erstaunen über die wunderbare Erscheinung war anfangs nicht gering, bis einer den Mut fand, sich durch hinaufklettern Gewißheit über die Ursache des Leuchtens zu verschaffen. Er fand Krähenester voll von Fischresten, die einen phosphorartigen Schein ausstrahlten. Nahe gelegene Weiher waren gerade abgelassen und ausgefischt, was den Vögeln Gelegenheit zu einem billigen und ausgiebigen Fraße gab.

Nun ist aber bekannt, daß Fische, vor allem Seefische, aber auch Fleisch, Knochen, Eier und Ähnliches infolge der Anstreichung mit einem ursprünglich wohl im Meerwasser heimischen Bacterium leuchten. Wir können uns den Anblick dieses Leuchtens sehr leicht verschaffen, indem wir den Knochen eines rohen Koteletts auslösen und zwei Tage lang in einer bedeckten Schale liegen lassen. Betrachten wir ihn dann in völliger Finsternis, so setzt uns das besonders von den noch mit Fleischresten behafteten Knochenanteilen ausgestrahlte milde, magische, bläulich-weiße Licht in Verwunderung. Da das Bacterium phosphoreum, die Quelle dieses Lichtes, auch im Binnenlande schon allverbreitet ist, so hat die Erscheinung der leuchtenden Krähenester nichts Auffälliges an sich.

Wir sind also vom leuchtenden Vogel auf das leuchtende Nest, vom leuchtenden Nest auf die leuchtenden Fischreste und von diesen auf des „Pudels Kern“, das Leuchtbacterium, gekommen. Aber was hat das alles mit dem Leuchten im Walde zu tun? Nun, abgesehen davon, daß uns ja wohl auf einem nächtlichen Waldspaziergange ein leuchtendes Nest erschrecken könnte, besitzt auch der Wald Stoffe, die zur Herstellung solcher phosphoreszierenden Niststätten beitragen könnten. Der Naturforscher Oken hat darauf schon vor 70 Jahren hingewiesen, indem er bei Besprechung der Singdrossel bemerkt: Sie macht ein halbkugelförmiges Nest auf niedere Baumäste aus Moos, Lehm, Kuhmist und feuchtem Holze, das vielleicht des Nachts leuchtet. Man vermutet daher, daß es zu der Sage der Alten vom leuchtenden Vogel im Harzwalde Veranlassung gegeben habe.

Man erkannte schon bald darauf, daß dieses Leuchten faulenden Holzes nicht dem verwesenden Holze selbst, sondern einem das Holz mit seinem Gewebe und Myzel durchwuchernden Pilz zukommt. Gelingt es uns, nächtlicherweile im Wald den vermodernden, von Pilzsträngen durchsetzten Stumpf einer Fichte oder Weide zu treffen, so können wir das prächtige Phosphoreszenzlicht nicht nur an Ort und Stelle beobachten, sondern auch mittelst eines Splitters solcher Holzpartien nach Hause transportieren und hier, wenn wir das Holz ein wenig feucht halten, an den folgenden Abenden wieder aufglücken sehen. Ja die Natur veranstaltet mittelst dieser Pilze noch ein weit eigentümlicheres Feuerwerk. Als ein Greizer Botaniker, Professor Ludwig, einmal mit Stücken leuchtenden Holzes versehen aus dem Walde heimkehrte, bemerkte er auf dem Wege leuchtende, von anderen Personen verlorene Splitter am Boden und dazwischen eine Stelle, die sich durch ganz besonders starkes Licht auszeichnete. Bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, daß dieses Leuchten von einem Taufendfüßler ausging, von dem auch bald ein zweites, ebenso intensiv leuchtendes Exemplar gefunden wurde. Wahrscheinlich hatten die Tierchen von dem leuchtenden Pilzmyzel oder

dessen Ausscheidungen gefressen, und die phosphoreszierende Substanz, die die Lichtsäule des Holzes erzeugt, leuchtete nun in dem tierischen Körper fort. So findet man auch am Strande des Meeres bisweilen leuchtende Krebsstierchen oder andere Meerbewohner, deren Licht wahrscheinlich der Anwesenheit zahlreicher Leuchtbakterien in ihren Körperteilen seine Entstehung verdankt.

Aber nicht nur das faulende Holz, auch die verwesenden Blätter des Waldes können Licht aussenden. Professor Molisch, der das Leuchten der Pflanzen zum Gegenstand besonderen Studiums gemacht hat, behauptet, daß in einem Eichen- oder Buchenwald ein nicht geringer Teil des abgefallenen Laubes sich im Zustande des Leuchtens befindet, und daß der Waldboden allenthalben von dem Lichte verwesenden Laubes bestrahlt wird. Die Blätter müssen in einem mäßig feuchten, der Zersetzung nahen Zustande sein. Namentlich solche Blätter, die infolge der Verwesung eine mehr weißliche oder weißlich-gelbe Farbe haben oder gelb und braun gefleckt erscheinen, leuchten besonders schön. Auch hier ist die Ursache nicht der Zerfall der Blattsubstanz, sondern der darin lebende Pilz, dessen Entdeckung leider noch nicht gelungen ist. Dagegen ist von den leuchtenden Holzpilzen wenigstens einer, der Hallimasch, erkannt. Aber auch von ihm phosphoresziert nur das Holz, nicht der Pilzhut, und in unseren Gegenden scheint überhaupt kein Pilz vorzukommen, dessen Fruchtkörper leuchtete. Sonst könnte man vermuten, daß die leuchtenden Vögel und Nester dem Dasein solcher auf Bäumen wachsender Hutpilze ihren Ruf verdanken.

Nun hat aber ein schwedischer Naturforscher vor Jahrzehnten die Entdeckung gemacht, daß an der Unterseite eines Köcherpilzes, des Zunderpilzes oder Feuerschwammes, sich nicht selten die Larven einer Schwammwürde aufhalten. Sie sehen fast aus wie kleine Blutegel mit vielen Ringeln und leben auch unter dem Hute der Holzigen Blätterpilze der Eichen. Sie überziehen nicht nur die untere Fläche der Pilze, von deren Feuchtigkeit sie wahrscheinlich leben, mit einem glänzenden, vom Munde ausgesonderten Schleim, sondern verbreiten auch selbst im Dunkeln ein schönes, phosphorartiges Licht um sich, und zwar nur während des Larven- und Puppenzustandes. Sind ihrer mehrere an einem Pilz vereinigt, so können sie ihn wohl wie selbstleuchtend erscheinen lassen.

Mit diesen Tierchen sind wir nun schon bei einer zweiten, leichter erklärlichen Art des Leuchtens im Walde angelangt, bei den lebendigen Laternen, den Leuchtkäfern. Wenn es bei den leuchtenden Tausendfüßern, Zuck- und Schwammwürden noch fraglich erscheinen kann, ob das Leuchten ihrer eigenen Organisation angehört oder auf einer Infektion mit pflanzlichem Lichtstoff beruht, so ist diese Frage bei den drei Arten unserer Leuchtkäfer gelöst: sie und die Glühwürmchen, wie man ihre im Grafe umherkriechenden, asselförmigen Larven nennt, erzeugen ihr Licht selbst. Und doch sehen sie uns durch ihr plötzliches Auftauchen und Verschwinden meistens noch mehr in freudiges Erstaunen als die Leuchtpilze. Es gewährt einen merkwürdigen, anziehenden, ja fast poetischen Anblick, in der Finsternis des märklichen Kiefernwaldes so einen kleinen Kobold plötzlich sein Laternenchen anzünden und uns in kühnen Schwüngen umflattern zu sehen. Wie macht er das? Ganz genau wissen's die Gelehrten auch noch nicht. Eine einfache Oxydationserscheinung, d. h. also eine Verbrennung des Inhalts der an den Seiten der Hinterleibsringe befindlichen knolligen Leuchtorgane, scheint die Lichterzeugung der Leuchtkäfer nicht zu sein. Auch scheint sein Aufkommen und Erlöschen nicht von dem Willen des Tierchens abzuhängen; denn in allen Fällen, wo die Käfer das Licht anscheinend nach Willkür verschwinden ließen, stellte sie heraus, daß sie es nur auf geschickte Weise durch Bewegen des Hinterleibs gegen die Brust oder durch Herabgleiten von ihrem Sitz auf die Erde, verbergen. Ist auch anzunehmen, daß die Absonderung eines Leuchtstoffes der Willkür des Tieres bis zu einem gewissen Grade unterworfen ist, so scheint doch nach der Ausscheidung dieser Stoffe eben zu leuchten, gleichviel ob der Käfer es will oder nicht will. Der Hauptzweck des Leuchtens der „Glühwürmchen“ ist jedenfalls ein recht poetischer und zweckmäßiger: das gegenseitige Sichanlocken und Finden der Geschlechter, die allmächtige Liebe, die hier im eigentlichen Sinne Licht und Flamme spricht.

Die Dichter benutzen, seit Klopstock den „Sohn des Mai's“, das goldene Würmchen, in die deutsche Literatur eingeführt hat, die Leuchtkäferchen nicht selten zur Belebung nächtlicher Situationen. Aber sie haben noch eine zweite Lichterscheinung, die uns häufig im Walde begegnen soll, literaturfähig gemacht: die Irrlichter. Wegen dieser ihres Schützlinge ist sogar ein heftiger Streit mit den Männern der Wissenschaft entbrannt, der bis heute noch nicht endgültig ausgetragen ist, aber kaum zugunsten der Dichter enden dürfte.

Dagegen ist der Wald wohl imstande, dem von der Stunde Begünstigten eine unbestrittene physikalische Illumination vorzuführen, die aber auch nicht zu den oftgesehenen gehört. Denn die Zeiten, in denen sie zum Vorschein aufzutreten pflegt, — trockene, mit etwas Schneefall ausgestattete Winternächte — zählen nicht zu denen, die der Mensch gern im Freien zubringt. Diese Erscheinung ist das Elmsfeuer, das in ruhigen Nächten bei mit Elektrizität geladener Atmosphäre aus den Zweigenden der Baumwipfel, besonders aus den Nadelbüscheln der Nadelhölzer ausstrahlt. Sein mildes, bläulich-weißes Licht macht, besonders außerhalb des leuchtenden Waldkomplexes von einer Höhe aus

betrachtet, einen wunderbaren Eindruck. Die Forstleute sind ihm neuerdings gram, da es die früher gewissen Forstinsekten zugeschriebene Wipfeldürre der Fichten und anderer Waldbäume verursachen soll. Doch ist auch in dieser Angelegenheit ebenso wie in der Irrlichterfrage noch nicht das letzte Wort gesprochen, und so brauchen wir uns von den Bedenken der Praktiker den Genuß nicht verkümmern zu lassen, den uns etwa der Himmel einmal durch den unverhofften Anblick eines Elmsfeuers spendet. —

Sans Brendel.

Kleines feuilleton.

„G. Kinder. „Mama ist zur Wendler anpassen“, sagte Lucie, „aber setz Dich mir, Tante, komm auf den Balkon, sie muß ja bald wieder hier sein.“

„Na, wenn sie zur Wendler ist, dauert's eine Weile.“ Frau Hegner zog die Augenbrauen hoch. „Die wohnt ja jetzt am Ende der Welt, da kann man ja kaum noch hingehen. Auch 'ne Idee, nach der Petersburgerstraße zu ziehen!“

„Die Damen bleiben ihr aber alle treu.“ Lucie lachte: „Ja, 'ne Schneiderin, die was versteht, kann sich heute auch was erlauben.“

„Aut sie ja auch reichlich.“ Frau Hegner gähnte und setzte sich in den Korbstuhl, den Lucie ihr hingeschoben hatte: „Na, ich werde warten, vielleicht kommt Mama doch bald. Rein Lucie danke, mach' Dir keine Mühe, ich nehme jetzt nichts.“

„Ach wohl, die paar Johannisbeeren rutschen.“ Lucie schob ihre das feine Kristallgeschälchen hin, „erfrisch Dich nur ein bißchen nach dem Weg.“

„Na ja, danke.“ Frau Hegner begann zu löffeln und lehnte sich behaglich zurück: „Aber Ihr habt es wirklich zu schön hier.“

„Ja, es ist ein hübscher Platz, nicht wahr?“ nickte Lucie. „Die wundervolle ruhige Straße und überall Gärten; man kann sich manchmal weit weg denken von Berlin; man hat Sommer- und Winterwohnung in Einem.“ „Na, bei Euch ist es ja ebenso.“

„Ja, unser Blick auf den Park ist auch herrlich. Ich mücht' auch nicht anders wohnen als so. Da kommt übrigens Deine Mutter.“

Lucie lief der Kommenden entgegen. Durch die offene Balkontür hörte man ihre helle Stimme: „Mama, Mama, Tante Lina ist hier.“

„Jetzt laßt mich aber erst zu Atem kommen“, rief Frau Doktor Meißner, nachdem sie Tochter und Schwägerin begrüßt und es sich im Sessel bequem gemacht hatte: „Kinder, ich bin ja kaputt.“

„Es ist ja auch fast eine Reise“, bedauerte Lucie die Mama.

„Ach, die lange Fahrt — da will ich noch nichts sagen, aber die Gegend, in der die Wendler jetzt wohnt — Kinder, nein die Gegend! Ob sie denn wohl gerade dahin mußte? Ob sie nicht am Alexanderplatz wohnen bleiben konnte? Man wird ja schon rein von der Gegend krank.“

„Ist sie so häßlich?“ fragte Lucie. „Ich denke, die Wendler ist grade hingezogen, weil da so schöne moderne Häuser stehen.“

„Die stehen auch da“, nickte Frau Hegner, und Frau Meißner stimmte ihr zu: „Ja die Straßen an und für sich — gegen die läßt sich gar nichts sagen, aber das Volk, das da draußen wohnt, und die Kinder, nein, so was von Kindern habe ich überhaupt noch nicht gesehen!“

„Ja, einfach scheußlich“, bekräftigte Frau Hegner.

„Das kribbelt und wimmelt“ fuhr Frau Meißner fort, „das tollt auf den Straßen und schießt sich vor den Haustüren herum, stürzt über die Treppen und macht Skandal auf den Höfen, — und alles solche ordinären Götzen, nein, ich habe keine Worte!“

„Dafür ist es der Osten — Arbeiterviertel.“ Frau Hegner zuckte die Achseln.

„Daß die Arbeiter alle so viel Kinder haben“, sagte Lucie mit.

„Ja, es sind eben unfeine Leute“. Frau Hegner zuckte noch einmal die Achseln. „Ich verstehe bloß die Wirte nicht, daß die in ihre schönen Häuser da draußen solche Menschen hineinnehmen.“

„Sie nehmen sie aber nur in die Hinterwohnungen“, meinte Frau Meißner.

„Ich würde sie überhaupt nicht nehmen“, gestand Frau Hegner, „nein, wenn ich Wirt wäre, ich hielte mir mein Haus als feines Haus. Da dürften keine Leute mit Kindern hinein.“

„Benigstens keine Arbeiter mit Kindern“, verbesserte Frau Doktor Meißner. „Wenn man ein niedlich angezogenes Kind auf der Treppe sieht, freut man sich, das ist was Hübsches, aber die Götzen da draußen im Osten — nein!“ Sie schüttelte sich förmlich. „Manche gehen sogar barfuß!“

„Dabei machen sie einen Skandal, als ob Hof und Straße ihnen gehört. Ist die Straße ein Kinderspielplatz? Man sollte es verbieten!“

„Sie müssen doch aber spielen! Wo sollen sie denn spielen?“, fragte Lucie.

„Das soll uns sehr egal sein“. Frau Doktor Meißner sah in die Luft.

„Sieh Dir mal unsere Straße an!“ Frau Hegner wies nach unten. „Alles still — siehst Du hier ein Kind?“

„Nein, die haben ja auch die Gärten zum Spielen“, antwortete Lucie, „und 'ne ganze Menge sind noch in der Sommerwohnung.“

„Vor allen Dingen wohnen hier nicht soviel“, fiel Frau Segner ein, „und das ist das Beste, dadurch sieht man eben, daß es eine vornehme Straße ist.“

„Ja“, nickte Frau Doktor Meißner. „Es hört sich vielleicht nicht gut an, aber ich kann mir mal nicht helfen: wenn es nicht gerade ein seiner Spielplatz ist, machen Kinder die ganze Gegend ordinär.“

ck. Die Jahrhundertfeier des Dampfschiffes. Aus Paris wird berichtet: Die „Ligue Maritime Française“ bereitet eine Hundertjahrfeier des Dampfschiffes vor. In Erinnerung an die Tatsache, daß im Jahre 1807 das erste, von Fulton gebaute Dampfschiff dem Verkehr übergeben wurde, soll im nächsten Jahre ein Internationales Ausstellung veranstaltet werden. Fulton ist zwar der Schöpfer der Dampfschiffahrt, er hat das erste Dampfboot, den „Claremont“, gebaut, das im August 1807 von New York bis Albany, 120 Seemeilen stromaufwärts in 32 Stunden fuhr; aber er hat zahlreiche Vorgänger gehabt, die teils in Vorschlägen, teils in praktischen Ausführungen seine Idee, Schiffe durch Dampfkraft zu bewegen, schon früher zu verwirklichen suchten. Auch der Vorläufer Fultons soll bei dieser Ausstellung gedacht werden. Besonders erinnert man an den französischen Mathematiker und Physiker Denis Papin, der gerade vor 200 Jahren eine, wenn auch noch sehr unvollkommene Dampfmaschine und ein Dampfboot konstruiert hat; mit diesem Dampfboot hat er angeblich bereits im Jahre 1707 auf der Fulda — er hatte als Calvinist Frankreich verlassen und wirkte von 1687 bis 1707 als Professor der Mathematik an der Universität Marburg — Fahrten unternommen; aber die Flugschiffer sollen über das seltsame Fahrzeug, von dem sie sich in ihrer Existenz bedroht fühlen mochten, so in Wut geraten sein, daß sie es zerstörten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden verschiedene Versuche der Konstruktion eines Dampfschiffes gemacht, so besonders von dem Amerikaner John Fitch im Jahre 1787 und im folgenden Jahre von Patrick Miller, dessen Dampfboot alle Erwartungen übertraf, aber dennoch nicht benutzt wurde. Die Franzosen nehmen für einen fast vergessenen Landsmann Jouffrey d'Abbas den Ruhm in Anspruch, der erste Erfinder eines brauchbaren Dampfschiffes gewesen zu sein. Sind so auch viele Versuche vorher gemacht worden, der wirkliche Schöpfer der Dampfschiffahrt ist doch der Amerikaner Robert Fulton; denn von seiner Erfindung aus beginnt die ununterbrochene Entwicklung der Dampfschiffe bis zu den Triumpfen der Schiffbaukunst, den modernen Ozeanriesen, die in wenig mehr als fünf Tagen den Atlantischen Ozean durchqueren. Fulton hatte bereits in den Jahren 1802 und 1803 während seines Aufenthalts in Paris ein Dampfboot gebaut, aber der Rumpf hatte sich für die schwere Maschine zu schwach erwiesen, und das Boot ging in der Seine unter. Die Maschine wurde gehoben, und im August 1803 dampfte das kleine Fahrzeug in Anwesenheit einer Kommission der französischen Akademie sowie zahlreicher Gelehrter mit Erfolg stromaufwärts. Trotzdem gelang es Fulton nicht, die Unterstützung Napoleons für sein Unternehmen zu erlangen. Dagegen erhielt er von dem Staat New York das Monopol für die Dampfschiffahrt auf den nordamerikanischen Flüssen und verlegte nunmehr den Schauplatz seiner Tätigkeit in die neue Welt. Mit einer in England gebauten Maschine von 18 Pferdekraften wurde der „Claremont“, ein Schiff von 160 Tonnen, ausgerüstet und mit ihm im August die Dampfschiffahrt eröffnet. Fulton baute auch eine Dampfregatte mit 32 Kanonen, die eine Maschine von 120 Pferdekraften hatte und seinen Namen trug. Es war ein Doppelschiff von 66 Meter Länge, mit einem Schaufelrad, das sich zwischen beiden Schiffen befand. Seine Erfolge ermutigten zur Nachahmung, und in den nächsten Jahren wurden in England, Frankreich und Deutschland eine große Anzahl Dampfschiffe gebaut. Zur Erinnerung an ihn beabsichtigt nun die französische „Ligue Maritime“ in Paris nahe der Seine ein Denkmal zu errichten, das zugleich auch dem Andenken von Denis Papin und Jouffrey d'Abbas gewidmet sein soll.

hl. Seltsame neue Sekten. Die Sekten der „heiligen Wälzer“ und der „Kniebeuger“ sind die neuesten Formen religiöser Gemeinschaft in dem an merkwürdigen Kulte schon so reichen Amerika. Die „heiligen Wälzer“ bestehen seit etwa sechs Jahren im westlichen Teile des Staates New York, an den Ufern des Canadaiqua-Sees. Ihr Hauptglaubenssatz ist die Hölle, und zwar eine höchst realistisch ausgemalte Hölle mit allen Schrecken mittelalterlicher Bilder, mit tosendem Schwefel und einem Flammenmeer, in dem der Körper des Verdammten nie vergeht, aber unerhörten Folterqualen unterworfen wird. In diese Hölle kommt jeder, der den Glauben nicht annimmt. Die Wiedergeburt wird auf verschiedene Art bewirkt; die Behandlung umfasst Gebet, Bäder, Bekleidung und Taufe durch Untertauchen. Wenn dadurch die Seele des Sünders noch nicht gereinigt ist, so beginnt das „heilige Wälzen“. Der Sünder legt sich an dem einen Ende des Gebäudes auf den Boden und wälzt sich solange hin und her, bis alle Anwesenden überzeugt sind, daß der Teufel herausgewälzt ist. Manchmal dauert die Zeremonie eine Viertelstunde, aber wenn es sich um einen zähen Sünder handelt, kann sie vier bis fünf Stunden erfordern; die knienden Zuschauer können nach Gutmüthen Fragen stellen, und der Wälzende muß befriedigende Antworten geben, ehe er aufstehen darf. Die während seines Lebens

begangenen Sünden muß er im einzelnen beichten und dabei die innersten Geheimnisse seiner Seele offenbaren. Die heiligen Wälzer haben im Zentrum und Westen des Staates New York mit Erfolg gearbeitet, einige kleine Gemeinden befinden sich in einem Zustand religiöser Erregung, wie er sich vor Beginn des Mormonismus zeigte. Vielleicht noch merkwürdiger ist aber die Begründung der Sekte der Kniebeuger, einer kleinen Gemeinde am Ostufer des Seneca-Sees, von der die New Yorker „Tribune“ berichtet: Vor fünf Jahren behauptete ein schwedischer Farmer namens Wurfen, daß er Visionen gehabt hätte. Er wollte nicht weiter arbeiten und verbrachte seine Zeit meist auf einer Bergkuppe in der Nähe des Sees. Er kniete ständig und antwortete auf alle Fragen, Jehovah hätte ihn befohlen, den Rest seines Lebens in dieser unbequemen Stellung zu verbringen. Bald danach begann er zu predigen. Allmählich wurden seine Verwandten von der Aufrichtigkeit seiner Predigten überzeugt und traten für die seltsame Religion ein. Die ganze Familie lebte bald auf den Knien. Jetzt beträgt die Zahl der Anhänger über 200. Die Kniebeuger leugnen das Vorhandensein der Strafe in der anderen Welt und behaupten, die Hölle kommt auf Erden in Form großen Leidens über die Missetäter. Sie beten zur Natur, der alle Veränderungen in den Elementen und alle durch Feuer, Wind und Wasser verursachten Unfälle zugeschrieben werden. Der erste Grundsatz dieser seltsamen Sekte ist Kommunismus. Die Felder werden gemeinsam bestellt, und alles Ästen, Pflanzen und Gaden wird niemand ausgeführt. Kniebeugegottesdienste werden fünfmal täglich auf der Bergkuppe abgehalten, auf der Wurfen „inspiriert“ wurde; dabei wenden alle die Gesichter der Sonne zu. Jede Woche findet eine Wiederbelebungssammlung statt, und so lächerlich ihr Gebaren den Ungläubigen auch erscheinen mag, fast stets werden der Sekte neue Befehle zugeführt.

Medizinisches.

hr. Ein neuer Tee gegen Husten. Die zahlreichen Mittel, welche dem Arzte zur Behandlung des Hustens zur Verfügung stehen, zerfallen in drei Klassen. Die einen sind die auswurfbefördernden Mittel, wie z. B. der Salmial, welche dadurch wirken, daß sie die störende Absonderung in besseren Gang bringen und den Auswurf lösen. Ist der Katarrh schon älter, so wendet man Mittel an, welche nicht nur die Absonderung vermehren, sondern auch zum Husten, zur Herausbeförderung reizen sollen. Die bekanntesten dieser Mittel sind der Anis und der Fenchel. Eine zweite Gruppe von Hustenmitteln sind die örtlich wirkenden schleimigen Mittel, welche einhüllend auf die wundte Luftröhrenschleimhaut wirken und damit den Hustenreiz mildern. In diese Gruppe gehören die Eibischwurzel, das isländische Moos und der Hufslattich. Gelingt es mit diesen Mitteln nicht, den Hustenreiz zu bekämpfen, dann muß man oft zu narkotischen Mitteln, zum Morphinum oder zu Bittermandelwasser greifen. Die zahlreichen heilkräftigen Kräuter haben vielfach Gemischen Reindarstellungen der wirksamen Substanz weichen müssen, im Volksgebrauch haben sie sich dagegen als Hausmittel gegen Husten vielfach erhalten. Neuerdings hat Dr. Bergmann in Berlin den natürlichen Pflanzenstoffen wieder das Wort geredet, er meint, daß die Pflanze in ihrer Gesamtheit ganz anders wirke, wie das chemische Produkt, das erst nach der Zerstörung des natürlichen Zusammenhanges künstlich aus ihr gewonnen wird. Bergmann setzte daher gegen Husten einen Tee zusammen, der aus Isländisch Moos, Fenchel, Anis, Hufslattich, Lakritz, Kreuzblumentraut und Hohljahn besteht. Jedes einzelne dieser Mittel soll von schwacher und unsicherer Wirkung sein, zusammen aber wirken sie auf den Husten lindernd oder sogar heilend. Mit Erfolg wurde der Tee angewendet beim Husten der Schwindsüchtigen, Reizhusten, Influenza, Bronchial- und Kehlkopfkatarrh.

— Den Keuchhustenbazillus zu isolieren und Reinkulturen von ihm zu erhalten, ist nach dem „XX. Siècle“ dem Arzt Vordet, Direktor des Seruminstututs zu Vrabant, gelungen. Im Sekret der Kehle kleiner Kranken hat Vordet während des Anfangsstadiums der Krankheit den Bazillus in großer Zahl entdeckt. Später findet er sich nur spärlich und vermischt mit anderen Parasiten im Munde und Nasen. Das Serum kleiner Keuchhustenkranker wirkt auf den Bazillus heilend ein.

Humoristisches.

— Rachhülfe. Richter: „Warum haben Sie dem Kläger, nachdem Sie ihn ein Rindvieh und einen Schafskopf nannten, auch noch eine Dhrseige verjagt?“
Bauer: „Weil er net guat hört!“

— Aufklärung. Fräulein (zu einer Freundin bei einem Verlobungsfeite): „Ich weiß nicht, bei Deinen eigenen Verlobungen da bist Du nicht so lustig!“
Freundin: „Das ist doch ganz einfach! Der, der sich mit einer anderen verlobt, kann immer noch mal mein Bräutigam werden, aber meine Bräutigame, die haben immer andere geheiratet!“

— Fatale Folge. „Ihr Sohn studierte fünf Jahre in München und Würzburg — da hat sich sein Gesichtskreis wohl wesentlich erweitert?“
„Der nun gerade nicht — aber sein Magen!“ —
(„Regendorfer-Blätter“.)